

Jahrgang I.

No. 11.

Februar 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Fasching-. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bemerkungen. — Georg Heym. — Vom politischen Kasperltheater. — Abel. — München-Schilda.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Wiederholt machen wir auf den im Kain-
Verlag erschienenen

Kain-Kalender

:: für das Jahr 1912 ::

herausgegeben von ERICH MÜHSAM

aufmerksam.



Die in Wien erscheinende Zeitschrift „Wohlstand für Alle“ schreibt: Ein wunderhübsches Neujahrs Geschenk bereitet uns der Dichter, unser Kamerad Mühsam, mit diesem Kalender eines Geächteten, der das Kainszeichen einer freien, edlen Gesinnung trägt.

Der gediegene Inhalt umfasst ein Kalendarium, Aufsätze und Gedichte über Tolstois Tod, Anarchie, Schwüle Nacht, Die Freivermählten, Fleischeslust, Thekla, Volksfestspiele, Versuch einer Reformation der Sprichwörter, Golgatha, Carmen; mit dem schneidenden Gedicht „Im Bruch“ findet das reichhaltige Büchlein sein Ende,

Ein Bildnis des Dichters schmückt das Bändchen und macht es dadurch vielen Geistesfreunden seiner Poesie umso wertvoller.

Der Preis von K 1.20 (M 1.—) ist so gering! für den poetischen Inhalt und die gediegene Ausstattung des Werkchens, dass wir dessen Anschaffung allen Kämpfern für freie Geisteskultur wärmstens empfehlen können.

Jahrgang I
No.

11.

München,
Februar 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1a

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Fasching.

Die Menschen sind die merkwürdigsten Leute unter der Sonne. Sie turnen in ungeheurer Geschäftigkeit umeinander her, weil einer dem andern das bischen Futter nicht gönnt, und weil jeder glaubt, sein Lebensglück hänge davon ab, ob er das Sechsfache statt nur das Doppelte von dem besitzt, was er zum Dasein braucht. Man drängt und schubst sich ja nicht, um einen Platz am gewaltigen Futternapf der Natur zu erwischen — Malthusianer gibt es seit langer Zeit nur noch unter den Professoren der zünftigen Nationalökonomie und in den Redaktionen liberaler Börsenblätter —, denn wenn man nur in friedlicher Ordnung heranträte, könnten alle weit mehr als sie begehren aus dem Vorrat bekommen, nein: ein Klüngel Begnadeter mit robustem Stammbaum tanzt wie besessen um den Futternapf herum, stösst sich mit den Ellenbogen gegenseitig in die Rippen und schleudert Fäuste und Füße jedem gegen den Leib, der auch für sich und seine Kinder etwas abhaben möchte. Wollte eine gesittete und in vernünftiger Gemeinschaft wirkende Gesellschaft eine groteske Karnevalsmaskerade aufführen, sie

brauchte nur einen Staat mit den Ausdrucksformen peiner Klasseneinteilung in verständlichen Symbolen darzustellen. Die Bewohner Utopiens würden sich schiefhaken.

Dass es Gegenwart gibt, dass der Tag und die Stunde ein Recht auf Fröhlichkeit, Unbesorgtheit, Versunkenheit hat, haben die Meisten in der rasenden Balgerei um ein Phantom, das ihnen zukünftiges Heil scheint, vergessen. Sie wollen sammeln und häufen, und was sie sammeln und häufen sind dürftige Tagewerte, sind Papiere, Geld, Besitztum, die ein Brand, ein Erdbeben, ein Krieg, eine Revolution von heute auf morgen zerstören können. An die Verwertung seiner Schätze zur eigenen Freude denkt keiner mehr, keiner schürft auch nur zusammen, um die Macht, die der Besitz verleiht, von Person zu Person auszuüben, — das Raffen und Türmen, das Spekulieren und Hasten ist Selbstzweck geworden, und die Menschen wüten gegeneinander in einem blinden Taumel, in dem keiner mehr sich auf sich selbst besinnt.

Alles Persönliche, Eigene, Individuelle erstickt im Qualm trüber Geschäftserwägungen, jedes besondere Bedürfnis nach wesensadäquater Betätigung, nach Betonung singulärer Eigenschaften wird unter der Zwangsvorstellung praktischer Notwendigkeiten erwürgt, und der Verkehr der Menschen untereinander, ihre Verständigung und Geselligkeit wird in einer Masse diszipliniert, paragrafiert und uniformiert, dass keine Unterscheidung des Sinns und der Art mehr möglich bleibt.

Ein Hexensabbath der Unvernunft, ein satanischer Fasching abstruser Verworrenheit — das ist die Zivilisation der Gegenwart, und am Satanischsten, weil jeder sich müht, die gleiche Maske zu tragen, wie der Nachbar, sein manisches Irresein depressiv scheinen zu lassen, und weil deshalb die Tollheit und der Wahn nicht einmal bunt und aufgeregt aussieht, sondern trostlos eintönig und langweilig.

Ein einziges Mal im Jahre nur, wenige kurze Wochen hindurch, kommen die Menschen da, wo sich noch etwas vorlutherischer Geist erhalten hat, zur Besinnung und Freude. Es ist, als ob im Karneval die Einsicht über sie käme, dass all ihr alltägliches Gehaben grauenvoll alberner Mummenschanz ist, und als ob das verschüttete Gefühl der selbständigen Wesenheit jedes Einzelnen einmal wenigstens sich emporwühlen müsse, um tief Atem zu holen und dann wieder, am Aschermittwoch, zurückzusinken in den Alpdruckschlaf der unwahrscheinlichen Wirklichkeit.

Dieselben Leute, die sonst nicht weit genug abrücken können von denen, die in Kleidung, Haartracht oder Benehmen von den üblichen Konventionen abweichen, oder sich gar zu einer Weltanschauung bekennen, die von den demokratischen Vorschriften im Kern unterschieden ist, — diese selben Leute kleiden sich plötzlich in bunte Lappen, putzen sich so originell zurecht wie es ihnen nur möglich ist, und bewegen sich ungezwungen, lebendig, herzlich unter den gleichfalls verkleideten Nebenmenschen. Sie empfinden mit einem Male, dass sie, je singulärer ihre Erscheinung in der Menge wirkt, den übrigen Larven umso enger verbunden sind, und sie finden die ihnen im gewöhnlichen Leben ganz fremde Freiheit, übermütig zu sein, die Zwangsformen der Geschäftlichkeit beiseite zu schieben und öffentlich vor aller Augen menschliche Regungen einzugestehen.

Die Behörden selbst müssen die überall aufgepflanzten Verbotspfähle zurückstecken, um der Ausgelassenheit freiere Bahn zu schaffen, und wo sie es nicht tun, wo verknöchertem Beamteneifer mit Polizeistunden und Sittlichkeitsverordnungen auch noch im Getriebe der Faschingsfröhlichkeit herumfuhrwerkt, da hört man von den bravsten Bürgern kräftige Verwünschungen und erfrischende Bekenntnisse zu anarchischen Lebensformen. Sie vergessen, dass sie das ganze Jahr vor dem Fasching die

Beaufsichtigung durch den Schutzmann selbst gewünscht haben, dass sie sie das ganze Jahr nach dem Fasching wieder wünschen werden, und dass sie willig Steuern gezahlt haben für die Besoldung der Nüchternheit, die, verkörpert in Paragraphendrechslern, die vielleicht selbst ganz gern mit den andern trinken, tanzen und küssen möchten, auch in dem kurzen Zeitraum der pflichtentbundenen Freude mechanisch weiterfunktioniert.

Es ist verzweifelt schade, dass von dem Geiste des Karnevals, der recht eigentlich der Geist der Rebellion ist, so gar keine Spur über den Faschingdienstag hinaus gerettet werden kann. Nachher wird die Rechnerei und Schacherei und all das verrückte Getue wieder losgehen. Aber dass es überhaupt eine Zeit gibt, in der die Vernunft der Lust stärker ist als der Unverstand der Pein, das ist Grund genug für den, der neue Unterlagen einer menschlichen Gemeinschaft sucht, beglückt zu sein und mitzutun. Nichtig ist alles Leben, und eitel sind seine Freuden, sagen die Kirchenväter. Schön, aber trotzdem und gerade darum lasst uns ja! sagen zu diesen Freuden und zu aller Farbe und zu aller Glut!

Demaskiert euer besseres Selbst, indem ihr euch in Masken und Narrenkleider hüllt! Seid keine moralischen Asketen, sondern unbefangene Geniesser! Knausert nicht mit eurem Geld, sondern schmeisst einmal mit vollen Händen hinaus von dem, was übrig ist! — Früh genug müsst ihr die Larven von den Gesichtern nehmen und wieder vor euere Seelen binden. Ein ganzes Jahr Aschermittwoch steht wieder vor der Tür, da werdet ihr weisen Harlekine wieder stumpfe Bürger, und unter der Musik misstönigen Maschinengerassels beginnt von neuem die Trauermaskerade des Alltags.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Ich zog auch mein Geschirr aus dem „Leibstuhl“, wobei ich wahrnahm, dass bei dieser Einrichtung alles so sinnreich ineinandergefügt war, dass man nicht nur bequem den Deckel oben durch das Sitzloch heben, sondern auch unten das Gefäss mitsamt dem Deckel unter dem Sitzbrett wegziehen konnte, was zwei Knöpfe an den Seiten des Troges sehr erleichterten. Ich folgte also mit meinem Kübel den Schritten der übrigen. Gleich um die Ecke herum war das Ziel, ein grosser Raum, nicht unähnlich einer Waschküche, nur dass an Stelle des Herdes, auf dem die Waschfrauen ihr heisses Laugenwasser präparieren, ein gewaltiger Lokus stand, eine „latrina“, ebenso umfänglich und ebenso nur zum Sichdraufstellen geeignet, wie die in Italien üblichen derartigen Anstalten. In den offenen Rachen dieser Baulichkeit goss einer nach dem andern das, was aus den ewigen Suppen, die hier als Nahrung dienen, geworden war. Der entleerte Steintopf wurde alsdann in das riesige schwärzliche Bassin einer Wasserleitung gestellt und mit einer schmierigen Klosetbürste unter dem Strom des nach allen Seiten spritzenden Leitungswassers von den Resten, die an seine Bestimmung gemahnten, gesäubert. Ich unterzog mich der Aufgabe dieser Reinigung mutig und gefasst, war aber doch froh, als alles wieder an Ort und Stelle stand. Die Waschsüssel, als deren Gestell der Klapp Tisch hatte dienen müssen, und den Trinkbecher, aus dem ich mir den Mund gespült hatte, goss ich gleich rechts neben meiner Zelle in eine Wasserleitung aus, wie ich es von den andern sah, und versäumte nicht, mir bei dieser Gelegenheit noch einmal gründlich die Hände zu waschen. Aber ich beging den Fehler, auch den steif gewordenen Rest meiner Kartoffelsuppe in die Wasserleitung zu giessen, was das Abfließen des Wassers sehr erschwerte. Ein junger Gefangener, der meine Nachbarzelle bewohnte und wegen Unterschlagung seiner Aburteilung entgegenseht, orientierte mich darüber, dass man Speisereste ins Nachtgeschirr giesse, was ich dankend zur Kenntnis nahm. — Als ich kaum wieder eingeschlossen war, ging die Tür von neuem auf: „Essnapf“! Wieder standen die zwei Sträflinge da mit einem grossen Kübel weissen Kaffees. Ich zog vor, ihnen nur den Trinkbecher hinzuhalten, einmal, weil ich dem Getränk Misstrauen entgegenbrachte, dann auch, weil ich der Sorgfalt nicht traute, mit der ich den Essnapf von der Kartoffelsuppe gereinigt hatte. Wieder erhielt ich eine Riesenportion Brot. Weisses Kaffee ist mir ein Greuel, zum Teil schon deswegen, weil ich immer Haut darin befürchte, die mir Brechreiz erregt. Der Kaffee war nach eingehender Prüfung zuver-

lässig hautfrei, auch dampfte er angenehm, und ich bekam ihn, ganz wie am Tage vorher im Polizeigefängnis, ohne Widerwillen hinunter.

Nach dem Frühstück war ich wieder meinen Gedanken und mir selbst überlassen. Was jetzt? Die Erlaubnis zu lesen und zu schreiben hatte ich, aber keine Bücher ausser dem Testament und der Verhaltensvorschrift und weder Papier noch Bleistift, weder Tinte noch Feder. Was ist ein Dichter ohne Schreibmaterial? Ein photographischer Apparat ohne Linse, ein Revolver ohne Patronen, ein Liebhaber ohne Mädchen. Ich klopfte energisch an die Tür. Der Aufseher fragte nach meinem Begehre. „Bitte holen Sie mir doch von meinen Sachen Papier und Bleistift herauf.“ — „Vor der Kirche kann ich Ihnen nichts besorgen.“ Bums — die Tür war wieder im Schloss. Ich nahm mir also die Bibel vor und begann die Apostelgeschichte zu lesen. Immerhin keine schlechte Lektüre, und in meiner Situation nicht ohne interessante Parallelen. Lauter Männer, die ihrer Ueberzeugung lebten und für sie litten, und als Gegenspieler die aufs Wort versessenen Konservativen, die sie verfolgten und einsperrten und vor nichts grössere Angst hatten als vor dem Wirksamwerden neuer Ideen, dem Lebengewinnen neuer Einsichten. Während ich las, ertönte plötzlich Gesang. „Ein' feste Burg ist unser Gott“, von einem kräftigen Chor von Männern und Frauen einstimmig gesungen. Auf mich macht kein Gesang grösseren Eindruck, als der, der auf alle Hilfsmittel wie zweite und dritte Stimme, auf die sorgfältige Scheidung zwischen Bass, Bariton, Tenor, Alt und Sopran verzichtet, und der einfach durch die schlichte Melodie wirkt, die aus hundert ganz verschiedenen Kehlen strömt. Mag ruhig mal ein besonders Begeisterter alle übersingend im Ton vorbeihauen, — ich glaube nicht, dass der „musikalisch Gebildete“, dem erst kontrapunktische Finessen einen Ohrengenuß ermöglichen, wirklich feiner benetzt sei als ich, dem, wenn Landschaft, Menschen, Gefühle und Beschäftigung nur einheitlich zusammenstimmen, schon eine Handharmonika die Tränen in die Augen treiben kann. — Ich hörte das prachtvolle Luthersche Lied mit grosser Freude an und folgte aufmerksam einer inbrünstigen Sopranstimme, die immer wieder leidenschaftlich und süß über den ganzen Chor hinausdrang. Ich hätte etwas drum geben mögen, um die Frau zu sehen, die so sang. Aber sie stand zwei Stockwerke unter mir in der grossen Halle, wo das rote Heizungsrohr wie eine dicke Raupe an der Wand entlang kroch, — und ich war eingesperrt. Ich glaube, dass sie sehr schön war.

Aber kaum war der Choral verklungen, als die schrecklich geschraubte, saccharinsüsse Stimme eines Predigers in den hallenden Raum gellte. Auf das, was er sagte, mochte ich nicht hinhören,

nur manchmal drang ein Wort an mein Ohr, etwa „Gott“, — und der Mann brachte es fertig, selbst in dies starke harte Wort noch einen f-Laut hineinzuhauen, wahrscheinlich, um damit die Milde und Güte dessen zu bezeichnen, als dessen Stellvertreter er im Charlottenburger Gerichtsgefängnis engagiert war. Wäre ich an seinen Platz gestellt gewesen, ich hätte doch gerade diesem Auditorium Gott lieber als die kalte Faust der rächenden Gewalt geschildert, die den Sündern eben im Nacken sass. Aber sie, die nicht herauskönnen aus ihrer Gefangenschaft, die bei jedem Atemzug die Luft einatmen, die von der Geissei schwingt, mit der sich armselige Machthaber auf Gottes Gerechtigkeit berufen, sie mussten an diesem Ort das Salböl des Friedens- und Liebespredigers in ihre geketteten Seelen triefen lassen, der wahrscheinlich mit ausgebreiteten Armen unter der pedantischen runden Uhr stand mit der Aufschrift: „Normalzeit der Sternwarte“. — Ich vertiefte mich wieder in die Apostelgeschichte, und wenn die sanften Laute des Nachfolgers dieser wundervollen Menschen in dem Buche in meine Zelle drangen, dann dachte ich verwundert darüber nach, was politische Geister aus reiner schönen Idealen machen können, und wurde um Sozialismus und Anarchismus ehrlich besorgt.

Die Andacht ging zu Ende, und kurz nachher brachte mir der Wärter ein Buch aus der Gefängnis-Bibliothek. Ich beschwor ihn, mir Papier und Bleistift zu bringen. Dann sah ich mir die Lektüre an: „Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntnis Gottes kam. Das Weihnachtslied. Die Ostereier. Drei Erzählungen für die Jugend von Christoph von Schmid“. — Ich kam mir wirklich wie der Teufel vor, den die Not zum Fliegenfressen bewegt. Ich tauschte also die Apostelgeschichte, die ich ja schon einigermaßen kenne, gegen die frommen Geschichten des würdigen Herrn von Schmid um, und las geduldig und immerhin amüsiert, wie höchst wunderbar der kleine Heinrich von Eichenfels von bösen Räufern entführt wird und ohne jemals das Sonnenlicht zu sehen zu kriegen, bis zu seinem achten Jahre in einer Höhle aufwächst, dann zufällig ins Freie gerät, natürlich zu einem Einsiedler kommt, der ihm alle Fragen, wer die schönen Blumen, das Wasser, die grosse Lampe am Himmel und was noch alles gemacht hat, zufriedenstellend beantwortet, und ihn mit Zuhilfenahme etlicher Zufälligkeiten und wunderbarer Begegnungen in die Arme der übergläublichen Eltern zurückführt; die bösen Räuber aber werden von Papa Eichenfels blutig gestraft. Diese Caspar Hauser-Geschichte ist gar nicht ungeschickt erzählt. Wenn ich mir aber vorstelle, dass solche Naivetäten — und erst die Geschichte vom Weihnachtslied, darin es der frommen Begegnungen und Wunder gar kein Ende nimmt — den erwachsenen Menschen im Gefängnis

vorgesetzt werden, um sie damit zu erbauen und zur rechten Ueberzeugung van Gottes Barmherzigkeit und Allmächtigkeit zu bringen, dann empört sich etwas in mir, — dann ist's mir, als dekouviere sich hier etwas im letzten Grunde Erbärmliches und Verlogenes. — Von der Ostereier-Begebenheit brauchte ich zum Glück keine Kenntnis mehr zu nehmen, sintemalen mir im Laufe des Nachmittags Gelegenheit zu erfreulicherer Beschäftigung ward.

Fortsetzung folgt.

Münchener Theater.

Mehrere Monate hindurch habe ich notgedrungen darauf verziehen müssen, meinen Lesern über die Kultur-Bemühungen der Münchener Bühnen zu berichten. Der Versuch, auch nur die wesentlichen Theaterereignisse nachträglich in gedrängter Form, aber doch so instruktiv zu behandeln, dass ein sichtbareres Bild entstehe, als es die „Kritiken“ der Münchener Tagespresse bieten, würde mich den Raum eines ganzen „Kain“-Heftes kosten. So mag man es hinnehmen, dass ich ein paar Worte nur über Regisseure und Schauspieler sage, wobei ich zur Illustration mich ausschliesslich auf ihre Wirksamkeit in den allerletzten Darbietungen beschränke.

An meinem ersten Hefte dieser Zeitschrift ausgesprochenen Urteil, dass die Münchener Theaterkunst, im Ganzen betrachtet, hinter den Anforderungen eines kultivierten Geschmacks sehr erheblich zurückbleibt, finde ich leider immer noch wenig zu ändern, und der Wunsch, es möchte hier eines Tages ein grosses, modernes Theater entstehen unter einheitlicher, fähiger Leitung, mit literarisch möglichem Repertoire und erlesenen schauspielerischen Kräften ist nicht eine weltfremde Caprice meiner privaten Sehnsucht, sondern wird von vielen, die nach jedem Theaterbesuch üble Laune zeigen inbrünstig geteilt.

Gegen das Repertoire der grossen Bühnen sind noch am wenigsten Einwände zu erheben. Es ist auch misslich, einem Theaterdirektor, der das berechtigte Verlangen hat, mit seiner Tätigkeit Geld zu verdienen, aus der Idealisten-Perspektive raten zu wollen was er spielen lassen soll. Er muss ja wissen, was sein Publikum verlangt. Deshalb mag hier über die Kunstblossenheit des Volkstheaters etwa mit der resignierten Anerkennung hinweggegangen werden, dass das Parkett dieser Anstalt wahrscheinlich das unbezähmbare Verlangen nach minderwertigen Volksstücken im Busen trägt. Auch die Operette am Gärtnerplatz interessiert nicht. Sie ist in ihren Aufführungen genau so schlecht wie die unsäglichen Operetten der Wiener und der Budapester Autoren es gebieten. Und schliess-

lich braucht man auch darüber nicht zu verzweifeln, dass am Schauspielhaus und am Residenztheater zwischen wertvollen oder mindestens anspruchsvollen Stücken immer wieder abgedroschene Possen auf dem Spielplan erscheinen. Das Publikum wird es wohl verlangen.

Das einzige Theater, das sich nachhaltig bestrebt zeigt, anständiges Niveau in der Auswahl seiner Stücke zu halten, ist das Lustspielhaus. Ich habe dies Theater bei meinem ersten Ueberblick recht übel behandelt. Das tut mir garnicht leid. Das Etablissement führte sich schlimm genug ein, und den Fanfaren der Zeitungsreferenten, deren Urteilsunfähigkeit an jedem besseren Kneiptiscn ein beliebter Unterhaltungsstoff ist, war der Dämpfer dringend nötig. Die Herren (und die Dame) haben sich allmählich beruhigt, sie haben die Leistungen des Lustspielhauses nach und nach in das nüchterne Ragout hineingepantscht, aus dem sie das Münchener Publikum mit ihren vorsichtigen, nachsichtigen und kurzichtigen Meinungen füttern, und jetzt scheint es mir Zeit zu dem Bekenntnis, dass mir das Theater im umgekehrten Verhältnis zum Ausklingen der journalistischen Trompetenstösse von Monat zu Monat künstlerischer und lobenswerter geworden scheint.

Herr Dr. Robert hat im Laufe des letzten Jahres sehr viel gelernt, vor allem: anständige Regieführung. Erweckte früher jede Vorstellung den Anschein, als ob die Schauspieler mit den Kenntnissen der ersten Leseprobe auf die Szene losgelassen wären, so erlebt man jetzt in immer steigendem Masse die Freude, ein wechselseitiges Eingehen auf die Art des andern und somit ein glückliches Zusammenspielen zu beobachten. Auch ist es dem Direktor gelungen, die hilflosen Debütanten, die anfangs jedes Dichterwerk zerfetzen, durch erprobte und teilweise recht gute Schauspieler zu ersetzen, sodass oft saubere Aufführungen entstehen, die man im Einzelnen wohl scharf kritisieren kann, die aber niemals mehr im Ganzen den Eindruck absoluter Trostlosigkeit hinterlassen.

Aus dem ersten Ensemble ist Frau Ida Roland dem Theater treu geblieben. Die grosse Begabung dieser Schauspielerin und die grossen Möglichkeiten ihrer Ausdruckskunst bedürfen keines neuen Kommentars. Sie ist nicht besser geworden als ehemals, aber wirksamer, weil sie inzwischen bessere Partner fand. Was ich an Frau Roland heute wie früher aussetze, ist ihre zu grosse Routiniertheit, die in ihr die gefährliche Neigung stärkt, ins Publikum hineinzuspielen und damit das Bild des Gesamtspiels zu zerreißen. Ich sehe die Künstlerin deshalb lieber in ersten Rollen — in Heinrich Manns „die Unschuldige“ und in Tschechows „die Möve“ war sie am besten —, als in lustigen, wie in Bahrs „Josephine“. Das deutsche Publikum will (und hat darin Recht) während einer

Vorstellung keine Verständigung mit dem einzelnen Darsteller, und Starallüren gehören nicht in eine künstlerische Darbietung. Kann sich die Dame von solchen Angewohnheiten frei machen, so wird ihr ausserordentlich starkes Talent unendlich viel an Schätzbarkeit gewinnen. — Unter den männlichen Kräften des Lustspielhauses steht Carl Götz bei weitem obenan. Es gibt sehr wenige Schauspieler auf deutschen Bühnen, die mit so feinen Nerven Charaktere durchdringen und gestalten können. In Strindbergs „Vater“, als Talma in „Josephine“, als der rührend-komische „vazierende Hausknecht“ in Nestroys „Einen Jux will er sich machen“ gab Götz Kabinetstücke subtiler Charakteristik. Herr Dr. Robert darf sich ehrlich gratulieren, über diesen Mann zu verfügen. Er sollte ihn (und den köstlichen Alexander Ekert) soviel wie irgend möglich herausstellen. Lässt er sich, wie in Nestroys Posse, auch in wichtigeren Stücken von Max Reinhardts Regiekunst inspirieren, so hat das Lustspielhaus in der Tat Anwartschaft, das zu werden, was kritiklose Kritiker schon vor einem Jahr daraus machen wollten.

Die Hoffnung, am Residenztheater werde Steinrücks Einfluss die Einflüsse der Hofelektiker bezwingen, war leider trügerisch. Es ist immer noch das alte Leid: heute das gute Werk eines modernen Dichters, von kluger künstlerischer Energie geleitet und — wenigstens in einigen Rollen — mit kräftigen Individualitäten besetzt, morgen ein beliebiger Schwankschmarrn, in Aufmachung und Darstellung die Leistung des Stadttheaters von Kyritz an der Knatter, übermorgen eine Klassiker-Vorstellung, von einem Oberlehrer inszeniert und mit einer Leidenschaftlichkeit vorgetragen, die sich aus wildrollenden R-Lauten und weitausholenden Hantelbewegungen zusammensetzt. Der zünftige Referent weiss von dem Unterschied nichts. Er sagt sich vielleicht: Variatio delectat und kompensiert die Abwechslungen, die ihn ergötzen, durch die ewig gleichgestimmte Bekundung einer künstlerischen Erfreutheit. Für zwei Drittel der Aufführungen an der Hofbühne genügte als Kritik tatsächlich Reproduktionen der Referate aus dem glorreichen Jahre 1871, als — na ja: hurrah!! — Am Repertoire hat sich da seitdem nichts, an agierenden Kräften wenig geändert. Das übrige Drittel sollte man aber doch wohl ernsthafter behandeln. Es gab unter Steinrücks und unter Basils Regie Aufführungen, die ohne Rückhalt gelobt werden dürfen, und die Ueberzeugung, dass das Münchener Hoftheater in Steinrück einen Regisseur sowohl wie einen Darsteller besitzt, der in die allererste Linie der lebenden Bühnenkünstler gehört, bekam in der letzten Zeit wiederholt Gelegenheit, sich zu bestätigen. Ich erinnere an Schnitzlers Drama „Das weite Land“, an Adolf Pauls „Die Sprache der Vögel“, vor allem aber an Strindbergs „Totentanz“. Als die beste Darstellerin am Residenztheater wird

man Frau v. Hagen betrachten müssen, die leider lange nicht genug in modernen Rollen beschäftigt wird. Diese noble, feine Schauspielerin zeigte am Schönsten in Max Halbes Spiel „Der Ring des Gauklers“, wie gross ihre Sicherheit und wie echt ihre Darstellung ist. Das Zusammenspiel zwischen ihr und Steinrück im „Ring des Gauklers“ war für den, der vornehme Kunst von effektvoller Klobigkeit zu unterscheiden weiss, ein erlesener Genuss. — Leider ist es dem Hoftheater nicht gelungen, für Johanna Terwin einen vergleichbaren Ersatz zu finden. Ich will der jungen Dame, die sich jetzt um die Ausfüllung des jugendlichen Charakterfaches müht, gewiss nicht wehtun. Ich will auch ihr Talent nicht in Frage stellen. Aber wir waren durch die Terwin verwöhnt und die Intendanz sollte sich die Frage vorlegen, ob es vorteilhaft sein kann, dass man nach jeder Premiere die Köpfe schüttelt und die fortgegangene Künstlerin zurückwünscht. Der Mangel an hervorragenden Kräften an unserm ersten Theater wird immer peinlicher fühlbar, und die Schwierigkeit, grosse Dramen, die sorgfältige Regiebehandlung verlangen, ihrem Anspruch entsprechend zu besetzen, ist dem Renommee Münchens als Theaterstadt kaum förderlich. Es gibt nämlich auch Leute, die ihr Urteil über das Münchener Kunstleben nicht allein auf die Notizen zur Förderung des Fremdenverkehrs in den „Münchener Neuesten Nachrichten“, sondern auf eigene Studien gründen.

Bleibt noch das Münchener Schauspielhaus. Auch über dieses Institut ist bedauerlich wenig Erfreuliches zu melden. Das Theater hat leidliche Schauspieler aber eine gewöhnlich unleidliche Regie. Da unterzog sich kürzlich die Direktion der überaus verdienstlichen Aufgabe, Eulenbergs „Alles um Geld“ herauszubringen. Herbert Eulenberg ist ganz und gar Romantiker. Sein Drama, eines der wertvollsten und zukunftsträchtigsten Bühnenwerke, die seit dem Entstehen einer modernen Kultur geschaffen worden sind, erfordert das vorsichtigste Eingehen auf unwirkliche, symbolhafte Geschehnisse. Alles geht wie hinter Schleiern vor sich. Die Regie des Schauspielhauses aber griff völlig daneben. Aus dem schwärmerischen Träumen einer „Kreatur Gottes“ wurde das legere Sichabfinden eines fidelen Pechvogels. Was von einem Regisseur zuallererst verlangt werden muss, ist die Erkennung dessen, worauf es in einem Drama ankommt. Ferner gehört zu seinen Obliegenheiten eine gewisse Instruktion der Schauspieler, wie sie sich auf der Bühne zu benehmen haben. Wenn, wie häufig im Schauspielhause, jeder seinen eigenen Intentionen überlassen bleibt, so geschieht dem Stück unrecht, dem Publikum und auch den Schauspielern selbst, deren Leistungsfähigkeit infolge fortwährender Fehlleistungen natürlich unterschätzt wird. Das Schauspielhaus hat ein Darstellerpersonal, mit dem es viel bessere Wirkungen erzielen kann, als gemeinhin erzielt werden.

Die Damen Lina Woiwode und Consuela Nicoletti fanden in „Alles um Geld“ selbst heraus, was der Dichter von ihnen wollte, ebenso Frau Glümer. In Rösslers reizendem Lustspiel „Die fünf Frankfurter“ boten Frau Glümer und Frl. Woiwode ebenfalls ausgezeichnete Leistungen. Gute Schauspieler sind Herr Dumke, Herr Hans Raabe, Herr Steiner, — aber sie haben alle nicht die Anleitung, die not täte, und der einzige Darsteller, der dem Theater Licht, Wärme, Wohligeit gibt, der unersetzliche Gustav Waldau, ist die längste Zeit am Schauspielhause gewesen. Herr Direktor Stolberg sollte sich daran erinnern, dass das Schauspielhaus einen guten Ruf zu wahren hat. Er sollte das Theater in Acht nehmen, dass dieser gute Ruf nicht zum Teufel geht. An seinen Schauspielern läge es nicht, es läge an ihm selbst.

Das Bild, das ich da vom Münchener Theaterzustand zeichnen musste, sieht nicht sonderlich erhebend aus. Das Hoftheater ein Schartenarsenal, das Lustspielhaus ein unzulänglicher Bau in entlegener Gegend, das Schauspielhaus im Begriff, zu verahrlosen. Wie soll das enden? Ob wir einmal ein äusserlich und innerlich ausreichendes Theater nach München bekommen werden? Oder bleibt alles wie es ist, und die Fachkollegen von der Tagespresse sorgen auch fürderhin dafür, dass sich das Kulturstreben dieser Stadt im Spiegel der Kritik blank und hübsch ausnimmt? Lasst uns die Fahne des Fortschritts unentwegt hochhalten und fröhlich weiterwursteln!

Bemerkungen.

Georg Heym. Aus den nächsten Freundeskreisen des jungen Dichters geht mir dieser Brief zu:

„Sehr geehrter Herr Mühsami . . . Am 16. Januar ist Georg Heym, 24 Jahre alt, im Wannsee ertrunken. Man wird später die verschiedenen Entwicklungs-Stufen dieses Dichters analysieren müssen; denn die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksformen, die er für seine Erlebnisse fand, ist — bei der Kürze seiner Schaffens-Zeit — überraschend. Er veröffentlichte, wie Ihnen wol bekannt ist, einen Band Verse: „Der ewige Tag“ (Rowohlt 1911) und eine Reihe einzelner Gedichte in der „Aktion“ und im „Pan“. An diesen Werken fiel zunächst die Schärfe und die Wucht seines Sehens auf, mit der er seine Umwelt (die grossen Städte), Ueberliefertes (die französische Revolution) und durch seine Fantasie Gegebenes (die Reiche der Toten) erfasste und in sich zog. — Wesentlich erscheint nun, dass er — und je später, je mehr — nicht ein festes plastisches Bild hinzustellen suchte, sondern den

Strom der Bilder, wie sie ihm auftauchten, den pulsenden Bilderstrom einfieng, ohne sonderlich auf die reale Verknüpfung zu achten, (Besonders ist dies erkennbar in den „Schwarzen Visionen“, dem zuletzt entstandenen Gedicht seines Buches). Bei der — hoffentlich bald erfolgenden — Herausgabe des Nachlasses wird sich zeigen, wie er so die starre Grausigkeit, die an seinen älteren Versen Fremde erschreckte und auch wol abstieß, in klingende Farbigkeit auflöste. —

Vielleicht gelingt es dieser kurzen Notiz, für deren Abdruck ich Ihnen sehr danken würde, bei einigen Lesern Ihrer Zeitschrift, Interesse für Georg Heym hervorzurufen. Ich verbleibe, sehr geehrter Herr Mühsam,

Ihr ganz ergebener

München, 3. 2. 1911.

Robert Jentzsch.

Herr Jentzsch stellt mir gleichzeitig aus dem ungedruckten Nachlass Heyms ein im Spätherbst 1911 entstandenes Gedicht zur Verfügung, das hier folgt:

Fröhlichkeit.

*Es rauscht und saust von manchen Karussellen
wie Sonnen flammend in den Nackmittagen,
und viele Leute sehen mit Behagen,
wie sich Kamele drehn und Rosse schnelle.*

*Die starren Schwäne und die Elefanzen,
der eine hebt vor Freude schon das Bein
und grunzt im hohlen Bauche wie ein Schwein,
und alle Tiere fangen an zu tanzen.*

*Doch nebenan, im Sonnenlicht, dem hellen,
gehen die Maurer, schwarz, wie Läuse klein,
hoch im Gerüst, ein feuriger Verein,
und schlagen Takt mit ihren Maurer-Kellen.*

An diesem Gedicht gibt es viel auszusetzen: gewiss. Man soll nicht um eines Reimes willen Witze machen (dazu hat bislang nur Christian Morgenstern die Berechtigung erwiesen), man soll auch den Rhythmus nicht so salopp behandeln, wie es hier geschehen ist. — Aber wodurch mir dieses Gedicht, wie alle, die ich von Georg Heym gelesen habe, vor den Versen fast aller seiner Altersgenossen ausgezeichnet scheint, das ist die Lebendigkeit seiner Em-

pfung. Man kann sagen: ein schlechtes Gedicht^ ein nachlassiges Gedicht, ein schluderiges Gedicht, — aber nie kann man sagen: ein belangloses Gedicht. Die Hoffnungen auf die Entwicklung der HeymBchen! Kunst setzten, taten es, weil sie in seinen Versen innere Notwendigkeit erkannten. Er schrieb seine Gedichte, weil er ein Dichter war, nicht weil er die Absicht hatte, Gedichte zu machen.

Hermann Bahr hat einmal das hübsche Wort gefunden: Es ist der Trost der alternden Generation, dass es immer wieder Zwanzigjährige gibt. Ist es Hermann Bahr schon einmal aufgefallen, dass heute wir, die wir zwischen dreissig und vierzig stehen, eigentlich die Jüngsten sind? Seit in Wien das Versemachen zum Sport geworden ist, seit man dort bewiesen hat, dass mit einem Band Hoffmannsthal in der Hand jeder Gymnasiast gute Gedichte machen kann, gibt es keinen Nachwuchs mehr. Die Berliner Produktivität aber hat sich von der Produktion emanzipiert. Sie begnügt sich mit der Verherrlichung der Reproduktion. Lasst uns Musik komponieren, Bilder malen, Lyrik dichten, wie Kerr und Hardekopf Kritiken schreiben! — Mit diesem Programm gründen die Jüngsten Literaturzirkel. Unsere Zwanzigjährigen sind senil. Hoffentlich werden die Nobel-Preisrichter bald auf sie aufmerksam.

Georg Heym war anders als seine Altersgefährten. In seiner Kunst war Leben, Fühlen, Schwingen, Sehen, Wollen, Werden. Der Trost, den wir Dreissigjährigen der Generation Bahr gegeben haben, ist uns versagt. Eine dünne Stelle auf dem Wannsee-Eis, — und wir bleiben die Jünersten.

Vom politischen Kasperltheater. Im Reiche und in Bayern haben wir den erhebenden Anblick genossen, wie Links geschlossen gegen Rechts, wie der Fortschritt gegen die Reaktion marschierte, und wie die Macht des „schwarzblauen Blocks“ ein für allemal gebrochen wurde. — Die Sozialdemokraten haben vier und eine viertel Million Stimmen gesammelt und einhundertundzehn Abgeordnete in den Reichstag entsandt. Nun muss sich alles, alles wenden.

Der liebe Gott hat die Welt ungemein sinnvoll eingerichtet. Die Dinge, die zu einander gehören, hat er wie im Museum überall zu einander gestellt. Deutschland hat die stärkste sozialdemokratische Partei — vier und eine viertel Million Republikaner: nirgends in der Welt steht die Monarchie auf sichererem Grund als in Deutschland. Deutschland hat die tüchtigste sozialdemokratische Partei — vier und eine viertel Million Antikapitalisten: eine Kapitalsanlage in deutschen Unternehmungen gilt überall als die solideste Vorsicht. Deutschland hat die erfolgreichste sozialdemokratische Partei — vier und eine viertel Million internationaler Revolutionäre, vertreten durch einhundertundzehn zähnefletschende Mandatare: Der deutsche Soldat ist der verlässlichste, den es gibt, in seine Seele ist noch kein zweifelnder Gedanke eingezogen, wenn der Kaiser eines Tages den

beliebten „Ernstfall“ erlebt, dann kann er sich auf vier und eine viertel Million sozialdemokratischer Wähler, repräsentiert durch einhundertundzehn Abgeordnete, verlassen.

Auch im engeren Vaterlande sind heisse Schlachten geschlagen worden. Die „vereinigten Zentrumsgegner“, Liberale, Sozialdemokraten und Bauernbündler, zogen mit gemeinsamen Kandidatenlisten ins Feld, um die schwarze Majorität des Landtags zu besiegen. Fast ein Dutzend Sitze verloren die Ultramontanen in diesem Gemetzel, und wenn sie zusammen mit den Konservativen auch noch über eine Stimmenzahl von einigen neunzig verfügen, wogegen der „Linksblock“ bloss 69 Vertreter hat, sagen uns doch die Zeitungen der vereinigten staats-erhaltenden und staatsstürzlerischen Zentrumsgegner täglich, dass die Differenz das nächste Mal noch kleiner sein wird, wenn man inzwischen nur fleissig zusammenhält. Das nächste Mal — das ist nach sechs Jahren. Und nach aber und aber sechs Jahren wird die Zentrumsmajorität vielleicht gebrochen sein, und dann bekommt Bayern eine neue Wahlkreiseinteilung und jede freiheitliche Sehnsucht erfüllt sich. Nur Geduld muss man haben.

Vorerst wurde der bisherige Fraktionsvorsitzende des Zentrums im Reichstage, Freiherr von Hertling, bayerischer Ministerpräsident. Der soeben konstituierte freiheitliche Reichstag aber erwählte zu seinem Präsidenten den ultramontanen Dr. Spahn.

Ein süsser Trost ist uns geblieben: München ist in Reichs- und Landtag ausschliesslich sozialdemokratisch und liberal vertreten. München verfügt auch über eine liberale Stadt- und Polizeiverwaltung, und die liberalen und sozialdemokratischen Stadtväter haben einwandfrei bewiesen, dass sie für die Erhaltung von Tugend und Sittlichkeit in dieser Stadt imstande sind, unabhängig von schwarzen Einflüssen, ihre Mucker selbst zu stellen.

Abel. „Abel, Zeitschrift für Sklaverei“ nennt sich eine Faschingszeitschrift, die im Verlage von Hans Goltz in München erschienen und von Grafen Paul von Keyserling jr. herausgegeben ist. Der „Kain“ wird schon in der Aufmachung des Heftes sehr niedlich parodiert, und ich persönlich muss mir allerlei Frozzeleien gefallen lassen. Ich bin nicht sehr empfindlich. Vor allem verschliesse ich mich keineswegs der geschäftlichen Erwägung, dass meinem Blatte da eine, vielleicht ungewollte, jedenfalls aber sehr schätzbare Reklame gemacht wird. Ich revanchiere mich, indem ich meine Leser unter Vermeidung jeglicher Kritik des Heftchens auf sein Erscheinen hinweise. Es kostet fünfzig Pfennige.

München-Schilda. Da es gerade Faschingszeit ist, mag hier eine kleine Geschichte von neuem erzählt werden, die zwar schon zwei Jahre zurückliegt, aber den Vorzug hat, wahr zu sein. Aeltere Einwohner Münchens erinnern sich noch des Jahres 1909. Das war das Jahr der Freiheit und der ungebundenen Lebensfreude für Bayerns Hauptstadt. Damals gab es dicht beim Bahnhof ein Caféhaus, das die ganze Nacht geöffnet war: das Café Imperial. Für unsereinen, der die polizeiwidrige Gewohnheit hat, manchmal bis in späte Nachtstunden zu arbeiten, und der dann das Bedürfnis spürt, auszugehen, eine Tasse Bouillon oder einen Schnaps zu sich zu nehmen oder gar noch mit Bekannten Gespräche zu führen, war das Café Imperial

in diesem Jahre sehr oft das Ziel nächtlicher Wanderungen. Schach, Karten oder Billard spielen durfte man nach drei Uhr zwar nicht mehr in dem Lokal, auch Zeitungen wurden, wenn ich mich recht erinnere, den Gästen nicht mehr zu lesen gegeben — denn die Polizei wusste wohl Mass zu halten mit ihrer Freigiebigkeit. Aber man wusste doch, wo man bleiben konnte, falls man noch einen freien Platz im Café Imperial fand. Denn von allen Gegenden Münchens strömten jede Nacht ungeheure Menschenmassen zu dem einzigen Etablissement, das nach 3 Uhr Gäste empfing. Das Jahr 1909 ging herum. Man hatte sich daran gewöhnt, München für eine freiheitliche Stadt zu halten. Aber die Polizei war bei Erteilung der Nachtkonzession an den Wirt des Cafés Imperial vorsichtig gewesen. Sie hatte sie ihm nur versuchsweise für ein Jahr zugebilligt. Als das Jahr zu Ende ging, und der Mann um Verlängerung seiner Vergünstigung nachsuchte, wurde sie ihm verweigert. Mit dieser Begründung: Es habe sich gezeigt, dass die Lokalitäten des Cafés Imperial nicht imstande seien, dem Andrang der unterkunftsuchenden Nachtbesucher gerecht zu werden. Dieses Caféhaus sei deshalb wie alle andern wieder von 3 Uhr ab zu schliessen.

Als dieser Bescheid an den Wirt des Cafés Imperial erging, lagen der Münchener Polizei noch einige dreissig Gesuche um Bewilligung des Nachtbetriebes vor. Aber heute noch wird an 355 Tagen des Jahres — zehn Redoutentage während des Karnevals sind ausgenommen — die Bedürfnisfrage nach einem Münchener Nachtlokal von der liberalen Stadtverwaltung verneint, und der Dorfbüttel Münchens quält sich Nacht für Nacht unter den vielen hundert Personen Ordnung zu halten, die nach 3 Uhr planlos durch die Strassen der Residenz ziehen und Unterkunft suchen.

Preßrelationsbureau „hanfa“
Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23 ♦ holsteiner Ufer 7 ♦
Inh.: Ing. M. Krause
liefert alle Nachrichten über
Kunst, Literatur, Wissenschaft
schnell — vollständig — preiswert.
Akademisch und literarisch gebildete Lektoren.
Vorzügliche Organisation!

Vier Urteile

über die farbig illustrierte
satirische Wochenschrift

Der Komet



Der Mucker:

... ein derartiges Blatt, du an allem und jedem nörgelt u. von dessen Spott nichts sicher ist, gehen Tarboten!

Die elegante Welt:

... ein Blatt, das weiteste Verbreitung verdient, denn mit kräftigen Peitschenhieben geht es gegen alle Verlogenheiten, gegen Ban- ausen und Philister vor.

Die Tagespresse:

... ein solches Blatt, das mutig gegen alle falsche Prüderie und Heuchelei »a Felde zieht, hat an* schon lang* gefehlt!

Der Konservative:

... Wir möchten das Blatt, du an allen Ein- richtungen etwas zu tadeln hat, gerne unterdrücken, aber wie anfangen ?

**Prels pro Nummer 20 Pfg., pro Quartal (13 Nr.)
Mk. 2,50. Reichhaltige Prohebände 50 Pfg.**

**Zu haben bei allen Buch- u. Zeitungshändlern oder vom
Kometverlag München.**

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

An

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durch streichen.